

Im Angesicht des Todes.

Ein Erlebnis aus dem Burenkrieg. Von G. Schenkl.

Es ist ein altes Sprichwort: was dem einen seine Gule, ist dem andern seine Nagelgalle; was dem einen Unglück, Kummer und Sorgen bringt, macht dem andern Freude. Der plötzliche im Oktober 1899 ausgebrochene Krieg zwischen den südafrikanischen Republiken und England war mir recht willkommen. Ich war Betriebsführer auf einem Kohlenbergwerk südlich von Dundee in Natal. Die große Bergwerksanlage gehörte einer schwedischen Gesellschaft, deren Direktor Larström ebenso wie die Direktionsbürokratie sich südlich von Dundee in Helsingfors befand. Unsere Kohlengrube hatte brillante Abfahrlinien nach Transvaal. Der Krieg kam uns beinahe über Nacht auf den Hals. Man wußte ja, daß schon seit langem von beiden Seiten für den Krieg gerüstet wurde; aber man hatte ihn vor Ablauf des Jahres nicht erwartet. Am 11. Oktober begannen bereits die Feindseligkeiten. Wir hatten es uns auch gar nicht träumen lassen, daß gerade in unserer Gegend der Krieg zuerst ausbrechen würde; denn gerade hier stand die ganze englische in Natal befindliche Macht, verstärkt durch die Natal-Freiwilligen, und wir nahmen allgemein an, die Buren würden sich darauf beschränken, die Pässe, die durch die Draakenberge in ihr Land hineinführen, zu vertheidigen. Aber es kam anders. Innerhalb acht Tagen waren die Buren in Dundee, und natürlich hörte jetzt aller Betrieb auf. Ich rettete nur wenige Habseligkeiten nach Helsingfors und hielt mich hier eine Woche auf, wo mein Direktor Larström meinte, die Sache würde nicht lange dauern, die Engländer würden die Buren bald wieder zurückwerfen. Bekanntlich trat das Gegenteil ein; die Buren rückten immer weiter vor, die Belagerung von Ladysmith begann. Jetzt war es vorauszu sehen, daß binnen Jahr und Tag die Bergwerke nicht wieder eröffnet werden konnten, da für die nächsten Monate wahrscheinlich das Transvaal, auf dem sie lagen, einen Teil des Kriegsschauplatzes bilden würde. Die Arbeiter waren uns auf und davon gegangen; das Bergwerk mußte in Frischen gelegt werden. Es war am 1. November 1899, als mich Larström nach dem Bureau kommen ließ und mir sagte: „Ich halte es für überflüssig, lieber Schenk, Sie hier festzuhalten. Ihr Vertrag läuft noch ein Jahr. Ich werde Ihnen das Geld für das nächste halbe Jahr auszahlen, und Sie können gehen, wohin Sie wollen. Wollen Sie bei den Engländern als Freiwilliger eintreten?“ Ich schüttelte energisch den Kopf. „Ich habe dazu gar keine Veranlassung, ich habe niemals in englischen Diensten gestanden und habe keine besonderen Sympathien für die Engländer.“ „Wollen Sie vielleicht zu den Buren gehen?“ „Noch weniger. Warum sollte ich für diese meine Haut zu Markte tragen? Die Art und Weise, wie England die Buren zum Kriege gezwungen hat, ist zwar nicht schön, aber andererseits habe ich zu viele unangenehme Eigenschaften der Buren während meines vierjährigen Aufenthaltes hier kennen gelernt.“ „Wahrscheinlich lebten Sie also nach Europa zurück?“ „Natürlich. Es ist unter diesen Umständen das Vernünftigste.“ Larström ahnte nicht, welche Freude er mir mit seiner Erklärung gemacht hatte, und jetzt begann ich den Augenblick zu segnen, in welchem der Krieg entbrannt war. Nach Europa wollte ich schon seit zwei Jahren, aber ich konnte nicht los, denn ich hatte einen fünfjährigen Vertrag mit der schwedischen Gesellschaft abgeschlossen. Ich bin ein Steuermäntel und war vier Jahre ein fünfundsiebzigjähriger Bergingenieur nach Südafrika gekommen. In der österreichischen Heimath wollte es mir nicht glücken. Ich hatte meine praktischen und theoretischen Studien vollendet, aber es war überall Ueberfüllung, und ich hatte nicht die Mittel, um lange auf eine gute Stellung zu warten. Mit Hilfe eines Onkels, der mir das Geld zur Reise vorstreckte, ging ich nach Südafrika und fand dort die Stellung bei der schwedischen Gesellschaft. Ich hatte nichts in Oesterreich und in Europa zurückgelassen, woran mein Herz hing. Meine Eltern waren tot, Geschwister hatte ich nicht. Ich hatte nur noch ein Interesse an der Heimath: daß mein Onkel, der in Wien lebte und ein ziemlich gutes Geschäft machte, sein Geld zurückbekäme. Ich gab ihm Nachrichten von meinem Befinden und leistete ihm bald die erste Abzahlung, denn mein Gehalt betrug vierhundert Pfund Sterling jährlich und dazu vollständig freie Verpflegung. An Stelle meines Onkels antwortete mir meist meine Base Josephine, ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen im Anfang der zwanziger Jahre. Wenn man in Südafrika ist, dann erscheint einem die Heimath und Alles, was dazu gehört, in einem ganz anderen Lichte. Man wird ein sehr fleißiger Briefschreiber. Der Briefwechsel zwischen meiner Base Josephine und mir wurde immer eifriger und wärmer. Ich schickte eine Menge Bilder nach Hause und erzählte ausführlich mein Leben. Meine Base schickte mir dafür Zeitungen und Bücher, in meiner Einsamkeit wahre Schätze, und schließlich auch ihr Bild. Das that es mir an,

und nachdem wir zwei Jahre miteinander korrespondirt hatten, verlobte sich mit uns brüderlich. Ich war zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich meine Base leidenschaftlich liebe, und Josephine bestand mir, sie habe mich schon seit Jahren lieb gehabt und sei sehr unglücklich gewesen, als ich von ihr ging, ohne ihr auch nur im mindesten anzudeuten, daß ich etwas für sie empfände. Man wird es begreifen, daß es hart für einen jungen Menschen ist, unter solchen Herzensumständen noch drei Jahre in Südafrika zu sitzen und nicht los zu können. Tausendmal hatte ich in der Zwischzeit meinen Vertrag mit den Schweden verwirft und den Himmel gebeten, etwas eintreten zu lassen, das es mir ermöglichte, wenigstens für einige Monate nach der Heimath zurückzugehen. Einfach fortgehen konnte ich nicht. Brauch ich den Vertrag, so hatte ich eine hohe Summe zu zahlen, die beinahe meine sämtlichen Ersparnisse aufzehrte. Nun hatte das Schicksal meinen heißesten Wunsch erfüllt. Ich konnte nach Europa reisen. Die Gesellschaft zeigte sich bei der Abfindung sehr nobel. Sie zahlte mir nicht nur das Gehalt für das laufende Jahr, sondern auch noch für das nächste Halbjahr, bis zum Ende meines Vertrags, außerdem einen anständigen Ersatz für die Sachen, wie Möbel, Kleidungsstücke u. s. w., die ich auf dem Bergwerk bei der Flucht zurückgelassen hatte, dazu die Prämie, die vertragmäßig nach Vollendung der fünfjährigen Dienstzeit ausgemacht war. Im Ganzen erhielt ich 2250 Pfund Sterling, das macht über 26,000 Gulden, eine schöne Summe, wenn man daran denkt, daß ich sie mir innerhalb dreieinhalb Jahren verdient hatte. Direktor Larström erklärte mir außerdem, die Stellung würde für mich ein ganzes Jahr offen gehalten werden; ich sollte nur nach dreieinhalb Jahren eine verbindende Erklärung darüber abgeben, ob ich in eine Erneuerung meines Vertrages willige oder nicht. Ich sagte dem Direktor, daß ich in Europa zu heirathen beabsichtige, und Larström meinte, um so besser würde ich mich dann nach der Rückkehr in die südafrikanischen Verhältnisse fühlen, und es sollte alles Mögliche gethan werden, um eine anständige Wohnstätte für mich und meine Frau auf dem Bergwerk zu schaffen. Larström glaubte, nach dem Kriege würden Handel und Industrie in Natal einen neuen Aufschwung nehmen. „Wie wollen Sie aber nach der Rückkehr kommen?“ fragte er mich schließlich. „Die Sache ist mir schon im Kopfe herumgegangen,“ sagte ich. „Die Eisenbahn ist versperrt. Bis Colenso herunter sind die Buren im Besitz der Bahn, und Passagierbeförderung findet nicht statt. Südlich von Colenso bis Pietermaritzburg brauchen die Engländer die Bahn zu Kriegszwecken, und es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß man als Privatperson befördert wird. Colenso liegt auch zu weit ab. Es bleibt mir nichts übrig, als von Helsingfors bis Pietermaritzburg mit der Post zu fahren.“ „Machen Sie sich keine Hoffnung darauf,“ versetzte Larström. „Seit gestern ist uns mitgeteilt, daß auch keine Post mehr geht. Aber Sie können reiten. Ich will Ihnen ein Pferd aus unseren Beständen zur Verfügung stellen. Nehmen Sie es mit, sonst nehmen es doch die Engländer. Es sind bis Pietermaritzburg 155 Kilometer. Sie können das nöthigenfalls in zwei Tagen reiten, denn Sie haben eine gute StraÙe. Brauchen Sie drei Tage, dann schadet es auch nichts. Von Pietermaritzburg kommen Sie sicher mit der Bahn nach Durban. Aber Sie werden nur sehr wenig Gepäck mit sich nehmen können. Ich will Ihnen einen Sattel mit zwei Packtaschen zur Verfügung stellen; aber zu sehr dürften Sie das Pferd nicht belasten, sonst müssen Sie noch kürzere Strecken machen.“ Was mir Direktor Larström sagte, war unzweifelhaft richtig. Ich nahm nur noch einen Anzug mit, ein wenig Wäsche, dann meine Papiere, vor allem die Briefe meiner Braut. Mein Zeugnis, das sehr ehrenvoll war, hatte mir Larström in schwedischer und auf meinen Wunsch auch in deutscher Sprache ausgestellt. Der Sattel kostete 2250 Pfund Sterling, der in Durban von der Nationalbank gezahlt werden sollte, belästigte mich nicht allzusehr, und mit etwas barem Gelde in der Tasche, meinem Revolver und einigem Mundvorrath machte ich mich am 3. November auf den Weg. Ich wollte am ersten Tage 76 Kilometer bis Greytown machen, von dort am zweiten Tage die 77 Kilometer nach Pietermaritzburg. Ich verabschiedete mich recht herzlich von meinem Direktor und ritt mit leichtem Herzen die nach Süden führende StraÙe auf Greytown zu. Aber am Nachmittag kam ein fürchterliches Gewitter, das mich zwang, in einer Farm am Wege Schutz zu suchen. Der wolkensbruchartige Regen dauerte so lange, daß ich am Abend erst Reate, 27 Kilometer nördlich von Greytown, erreichte und dort übernachtete. Mein Plan, innerhalb zwei Tagen nach Pietermaritzburg zu kommen, war nun zu Schanden. Ich konnte am nächsten Tage nicht 98 Kilometer machen. Uebrigens hatte ich keine Gile. Der Dampfer von Durban ging erst am 15. November nach Europa.

Frühzeitig brach ich am 4. November von Reate auf. In Greytown lebte ich in einem Gasthaus ein, das einem deutschen Wirth, Namens Bodenstein, gehört, und nachdem ich mich durch ein Frühstück ordentlich gekürrt hatte, besprach ich mich mit dem Landmann die Weiterreise. Er schlug mir vor, bis New Hannover zu gehen, dort zu übernachteten und am nächsten Tage bis Pietermaritzburg zu reiten. Bis New Hannover waren ungefähr 40 Kilometer und von dort nach Pietermaritzburg 37. Bodenstein meinte aber, ich solle nicht der StraÙe folgen, die von Greytown über Blintwater nach Pietermaritzburg führt, sondern ich sollte reiten, wie der Vogel fliegt. Wenn ich mich nach Karte und Kompaß richtete, konnte ich nach seiner Ansicht gar nicht fehl gehen. Jrgendwelche Hindernisse, wie einen Fluß, traf ich unterwegs nicht an. Ein starker Höhenzug lag allerdings in der Luftlinie zwischen Greytown und New Hannover, den die StraÙe in westlichem Bogen umging. Diese StraÙe war aber nur für die Ochsenwagen bestimmt, und mit einem guten Pferde konnte ich den Höhenzug ganz gut passieren. Ich verließ, nachdem die größte Mittagshitze vorüber war, Greytown und nahm meinen Weg auf die Berge zu. Nachdem ich ungefähr eine Stunde geritten war, bemerkte ich links von mir einen Reiter, der von Nordwesten kam und der anscheinend auch den Bergen zustrebte. Der Reiter hielt, wie ich durch das Glas beobachtet konnte, sein Pferd an und beobachtete mich scharf. Ich ritt ruhig weiter, abmehelnd Trab, Schritt und, wo es das Terrain erlaubte, auch einmal einen guten Galopp. Nachmittags gegen fünf Uhr trafen wir uns am Fuß der Berge, und nachdem wir uns etwas sorgfältig gemustert und kurz gegrüßt hatten, fragte ich: „Können Sie hier durch die Berge nach Pietermaritzburg?“ „Ich glaube wohl,“ antwortete der Reiter, ein ungefähr dreißigjähriger Mann, an dessen Englisch ich sofort den Buren erkannte. Um sein Mißtrauen zu verschärfen, erklärte ich ihm ohne Weiteres: „Ich bin ein Deutscher und möchte nach der Heimath. Können Sie den Weg genau?“ „Ich kenne den Weg und will auch bis in die Nähe von Pietermaritzburg.“ „Darf ich mich Ihnen anschließen?“ fragte ich. Der Bure dachte einen Augenblick nach. „Meinetwegen,“ versetzte er dann. „Bis in die Nähe von New Hannover reite ich mit Ihnen. Ich muß aber heute Abend noch weiter.“ Er war abgestiegen, um den Sattel seines Pferdes fester anzuziehen, und ich that das Gleiche. Ich bemerkte dabei, daß sein Pferd sehr abgetrieuen war. Er ließ es einen Augenblick grasen und ich bot ihm meine Flasche mit Kapwein an. Er lehnte den Wein ab, obgleich er sehr erschöpft schien, wurde jedoch zu traulicher, sagte mir, er heiÙe Jakob Meyer und komme aus dem Zululand. Als wir dann weiter ritten, nicht in schnellem Tempo, wie ich es gewünscht hätte, wurde er gesprächiger und erzählte mir manches Interessante von dem Leben in Natal, das ich ja nur von einer ganz besonderen Seite, nämlich von einem Bergwerk aus, kennen gelernt hatte. Ich hätte mit meinem besseren Pferde den Mann allein lassen und weiter reiten können; aber es riet sich besser zu Pferde in einer Gegend, die man nicht genau kennt, und ich hatte mich am Tage vorher auf dem Ritt nach Greytown schon genügend gelangweilt. Leider überraschte uns wieder ein schweres Gewitter, als wir in die Berge kamen. Wir mußten Schutz suchen und wurden länger als zwei Stunden aufgehalten. Beim Ausgang aus den Bergen sahen wir auch, daß der Weg fürchterlich schlecht war und ich meinte, es wäre das Beste, hier zu übernachteten, zumal wir auf einem Hügel ein ziemlich trodenes Plätzchen fanden, wo auch eine Anzahl Akazienbäume stand. Es fiel mir auf, daß Meyer sehr lange überlegte und vorher die Gegend hinter uns sorgfältig mit dem Fehlschleier absuchte. Dann meinte er endlich, wie könnten wenigstens für eine oder zwei Stunden ruhen und etwas genießen; den Pferden würde die Pause auch wohlthun. Wir machten ein Feuer an, um uns Thee zu kochen. Meyer hatte fast oar keinen Mundvorrath bei sich, was mir auffiel. Inzwischen hatte ich mich in Greytown durch die Freundschaft meines Landmannes so versorgt, daß wir für drei Tage gehabt hätten. Nachdem wir den Thee nebst einem tüchtigen Stück Maisbrot und kaltem Fleisch vertilgt hatten, fragte mich Jakob Meyer, ob ich in einer Stunde pünktlich werden wollte, wenn er sich jetzt etwas schlafen lege. Der Mann war sehr erschöpft und sein Pferd war es nicht minder; ich versprach, ihn in einer Stunde zu werden, obgleich ich nicht begriff, was er vorhatte, denn die Dunkelheit brach bereits herein, und da wir gerade Neumond hatten, konnte Meyer nicht daran denken, Nachtis in dem hügeligen und unsicheren Terrain weiter zu reiten. Selbst mit einem feisen Pferde hätte er das nicht thun dürfen, geschweige denn mit dem abgetrieuen Thier. Doch das ging mich am Ende nichts an. Mein Reisegefährt schlief sofort neben dem Feuer ein, und ich rühmete meine Peise an und rauchte, hin und wieder nach der Uhr sehend und dabei beobachtend, wie rasch die Dunkelheit hereinbrach. In meinen Gedanken ging ich natürlich schon weiter fort. Ich malte es mir aus, wie herrlich es sein würde, wenn ich wieder in der Heimath ankam, und welche Freude es geben würde, wenn ich von Durban aus eine Depesche an Josephine schickte, daß ich in absehbarer Zeit, ungefähr fünf Wochen, zu Hause sein würde. Ich

sorgte dafür, daß unser Feuer nicht ausging, denn jetzt, nach dem Regen, kamen allerlei fliegende Insekten in dichten Schwärmen heran. Die Stunde war beinahe vergangen, als ich trotz des weichen Bodens Hufschlag hörte. Es war ganz finster, und ich mußte mich auf mein Gehör verlassen. Ich überlegte, ob ich Meyer wecken sollte; es war indeß nicht nöthig, denn durch das laute Hallo von fünf Reitern, die uns plötzlich umgaben, erwachte er ganz von selbst. Er erzählte wahrheitsgemäß, wie sich die Begegnung zugetragen hatte. Der Führer der Patrouille nicht. „Was Sie mir da sagen, ist möglich, aber die Wahrscheinlichkeit ist gegen Sie. Wenn Sie wirklich ein harmloser Reisender wären, der nach Pietermaritzburg wollte, warum blieben Sie nicht auf der StraÙe, warum schlagen Sie sich hier seitwärts in die Berge?“ Ich gab Auskunft über den Grund meines Abweidens von der StraÙe, und der Engländer schien sich wirklich zu überzeugen. „Macht ihm die Schlinge ab,“ befahl er. „Ich danke Ihnen,“ erklärte ich; „bringen Sie mich, wenn Sie wollen, nach Greytown, ich will mich jeder Untersuchung unterwerfen, aber ich schwöre Ihnen bei allem, was mir heilig ist: ich bin unschuldig, ich weiß von der Frevelthat dieses tobtten Mannes nichts. Ich bin weder auf Seiten der Buren, noch auf Seiten der Engländer; ich bin ein Deutscher und will nach meiner Heimath.“ Der Führer überlegte. Von mir fiel es wie Bergeslast. Im nächsten Augenblick aber stieß einer der Freiwilligen einen lauten Fluch aus und hielt dem Führer ein bedrucktes Stück Papier hin. Ich warf einen Blick darauf und fühlte, daß ich blaß wurde. Es war ein Exemplar der Proklamation, welche die Buren bei ihrem Einrücken in Natal überall in Tausenden von Exemplaren vertheilt hatten und die alle Holländer und alle Freunde der Buren und Feinde der Engländer zum Aufstand aufrief. Diese Proklamation war holländisch und englisch gedruckt und groß und breit prägnant unter beiden der Name des Präsidenten des Transvaalkaates, Paul Krüger. Dieser Name wirkte auf die Freiwilligen wie das rothe Tuch auf einen Stier. „Da haben wir es ja,“ sagte der Führer, „Sie erbärmlicher Lügner und Schwindler; Da ist eine Proklamation! Ist dies auch durch Zufall in Ihre Tasche gekommen?“ „Ganz und gar nicht,“ erklärte ich voll Angst, aber durchaus wahrheitsgemäß. „Ich habe sie nur zum Andenken aufgehoben. Eine solche Proklamation ist doch kein Beweis des Verraths.“ Meine Worte begünstigten aber den Engländer keineswegs. In vielen Dingen versteht der Engländer keinen Spinn und gleich ganz und gar dem Franzosen, der in gewissen Augenblicken vollständig die Besinnung verliert und nur nach Impulsen handelt. „Als Andenken mitnehmen!“ lautete er böhsisch. „Nicht wahr, um noch mehr Sympathien für die Buren zu erweiden? Diese Proklamation der schwedischen Bauern strotzt von Belcidigungen gegen England, seine Arme und seine Regierung. Ein christlicher Mann trägt so etwa nicht bei sich.“ Der Offizier winkte und wiederum hatte ich die Schlinge um den Hals, die ich soeben losgeworden war. Mein Schicksal war besiegelt, reden half nichts mehr, ich sah es ein. Diese unwillkürlichen und in ihrem Nationalhaß verstockten Briten wollten durchaus ein Opfer haben. „Nun gut,“ sagte ich, jetzt völlig gefaßt. Nur eine Bitte habe ich noch, die Bitte eines Sterbenden.“ „Sie können ein Gebet sprechen,“ entgegnete der Engländer, „das will ich Ihnen gestatten.“ Ich will Ihnen eine Adresse aufschreiben, die Adresse meiner Braut. Schreiben Sie Ihr diesen Ehed und die Nachricht, wie ich geendet habe. Binden Sie mir eine Hand los, um die Adresse aufzuschreiben. Können Sie entziehen Ihnen daraus nicht. Ich habe ja noch Geld bei mir; nehmen Sie das und befördern Sie dafür den Brief. Sie haben wohl selbst eine Mutter, eine Schwester, eine Braut — wenn es irgend ein weibliches Wesen giebt, das Ihrem Herzen nahe steht, so beschwöre ich Sie um dieses Weibes willen: lassen Sie mich die Adresse aufschreiben und versprechen Sie mir, meinen Nachlaß an diese Adresse zu schicken.“ „Ihre Hände können nicht losgebunden werden. Sagen Sie mir die Adresse, ich werde sie aufschreiben.“ Es giebt wohl nichts Hoffnungsloueres, als einem Engländer eine deutsche Adresse zu diktiert. Er schreibt natürlich nach dem Gehör, und nicht ein Wort kommt richtig auf das Papier. „Das nützt nichts,“ sagte ich verzweifelt und voller Bitterkeit. „Sie werden doch die Adresse nicht richtig schreiben. Aber da Sie sich fürchten, meine Fesseln zu lösen, obwohl hier fünf Bewaffnete gegen einen Wehrlosen sind, so nehmen Sie drüber das kleine Paket zwanzigunbeschnittene Briefe. Das sind Briefe von meiner Braut und da werden Sie den Ort und den Namen angeben können.“ Der Engländer griff nach diesen Pa-

pieren und riß das bunte Band, mit dem ich sie kreuzweise zusammengebunden hatte, ab. Er blätterte in den Briefen und plötzlich stupte er. Es war der letzte Brief meiner Braut und das, was den Engländer so sehr interessirte, waren diese Briefe ihrer Entzweiung über den Krieg, der unermesslich schien, Ausdrück gegeben und natürlich sehr englischerfeindlich geschrieben. Was sie aber besonders emobirte, war, daß ein englisches Wipblatt schon damals Bilder gebracht hatte, die „Ohm Paul“ in unwürdiger Weise darspotteten. Auf einem Bilde war er dargestellt, wie Britannia ihn wie einen kleinen Jungen überlegt und das andere Bild stellte sich Geiselt dar, das sehr vernünftig ausah. Darunter stand: „Vor dem Kriege.“ Wenn man das Bild umdrehte, so daß das Rinn nach oben und die Haare nach unten kamen, sah man wieder das Bild Krügers, aber weinend, und darunter standen die Worte: „Nach dem Kriege.“ Diese Bilder hatte Josephine ausgeschnitten und in den Brief gelegt. Der Engländer begann zu lächeln. Auch seine Leute, die ihm über die Schulter gesehen hatten, lachten. „Ihre Braut,“ sagte er, „ist eine Freundin der Engländer, wie mir scheint.“ Jetzt bligte mir ein plötzlicher Hoffnungsstrahl auf. War der fanatische Haß dieser Engländer gegen die Buren auch durch keine Vernunft zu bezwingen, so konnte man ihre National-Eitelkeit doch dazu benutzen, sie zu überlisten. „Ja!“ rief ich. „Meine Braut ist eine Freundin der Engländer. Sie wird es nicht lassen können, daß Engländer so unmenslich mit mir verfahren sind, obwohl ich völlig unschuldig bin.“ Der Freiwilligenführer sah mich an. „Ich will Sie nach Greytown mitnehmen,“ sagte er. „Macht ihm die Schlinge los!“ Ich athmete tief auf, ich war gerettet. Meine Sachen wurden zusammengepackt, ich selbst mit gebundenen Händen auf mein Pferd gesetzt und nach Greytown zurückgeführt. Ich warf noch einen letzten, schredensvollen Blick auf den Leichnam des Mannes, der vor so kurzer Zeit mein Reisegefährt gewesen war und der jetzt im Winde hin und her schaukelte. Als man mich am frühen Morgen einbrachte, gab es natürlich kein kleines Hallo in dem Städtchen, und die ganze Bevölkerung, soweit sie überhaupt anwesend war und laufen konnte, kam zusammen. Die StraÙenjugen begrüßten mich als Burenspion und hatten offenbar großes Vergnügen bei dem Gedanken, daß ich nun gehent werden würde. Ich sah den Führer, zuerst mit mir zu Bodenstein zu reiten, damit dieser Mann mich bestrafe, daß ich erst am Morgen vorher von Reate aus einortroffen sei. Bodenstein überlegte auch dem Engländer den deutschen Zeugnis des Zeugnisses von der Kohlengesellschaft, und der Polizeikommissar von Greytown ließ mich, nachdem er mich nochmals verhört hatte, frei. Ich erhielt meine Sachen und mein Pferd zurück, blieb aber bis zum nächsten Morgen bei Bodenstein, denn ich war von dem fürchterlichen Ereignis total erschöpft. Am nächsten Tage brach ich nach Pietermaritzburg auf, nachdem ich mir vorsichtigerweise von dem Polizeivorstand von Greytown noch eine Legitimation hatte ausstellen lassen. Daß ich diesmal auf der StraÙe blieb, ist wohl selbstverständlich. Fünf Wochen später war ich in der Heimath, und meine Braut wurde schredensbleich, als sie erfuhr, wie haarstark ich dem Tode entgangen war, und wie nur der Zufall, daß sie die beiden Karikaturen in ihren letzten Brief eingelebt, mir das Leben gerettet hatte. Vorläufig ist mir Südafrika verlobet, und ich werde wohl nicht dahin zurückkehren.

Gute Rabas = Schokolade. Man nehme vom Rabaschlegel eine fein gemahlene Scheibe Fleisch, Kopfe es gut, laßt und reibt es mit etwas ungarischen Paprika ein, widelt es in Mehl, dann in Eier, zuletzt in Semmelbröckchen und läßt sie in einer Pfanne mit genügend Fett gut langsam auf beiden Seiten schön gebräunt braten, servirt sie mit einer halben Citrone und grünem Salat, ein wenig Petersilie, Karottelein. Gutes ungarisches Gulasch. Man nehme ungefähr 10 Personen 2 bis 2 1/2 Pfund fettes Rindfleisch, wäscht es, schneidet es in große Stücke, giebt in eine Kasserole 2 fein geschnittene Zwiebeln, eine große Pfefferspitze achten importierten ungarischen Paprika, 2 Eßlöffel voll Tomatosen, ein Stück Fett, giebt das geschchnittene Fleisch hinein und läßt es langsam darin 1 Stunde dünsten, bis das Fleisch halbweich und roth ist, dann giebt man Wasser zu und läßt es weich kochen, rührt ein wenig Mehl dazu, damit es eine recht schöne sämige Sauce giebt, das nöthige Salz und servirt es mit kleinen Wiener Nudeln. Vorsatztag. Keltische Routine: „Soll ich etwas singen, vielleicht: „Weil ich Dich liebe?“ Routine: „Wenn Du mich liebst, so singe bitte nicht!“